

# RICHARD MONTANARI



Er ist in deinen  
Träumen ...  
und deinen  
Abträumen

# DER ABGRUND DES BÖSEN

THRILLER

Weltbild Premiere

## Der Abgrund des Bösen

Richard Montanari

# Der Abgrund des Bösen

Krimi

Aus dem Amerikanischen von  
Karin Meddekis

**Weltbild**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *The Stolen Ones*  
bei Sphere / Little, Brown Book Group, London.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Richard Montanari  
Published by Arrangement with Richard Montanari

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen Agency LLC vermittelt durch  
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Übersetzung: Karin Meddekis

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß  
Umschlagmotiv: Corbis, Düsseldorf (© Beau Lark)  
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95569-926-0

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Das Erste, was der Jäger im Schnee sah, war ein Schatten, eine lange, bläulich schimmernde Silhouette neben ein paar Ahornbäumen mitten auf der Wiese.

Es war tiefe Dämmerung an einem Tag Mitte März, und die Dunkelheit hatte noch nicht alle Tiere verschluckt und die Nacht noch nicht all ihre Opfer. Jedenfalls nicht die in dieser Größe.

Vorsichtig ging der Jäger weiter, und bei jedem Schritt knirschte die gefrorene Erde unter seinen Füßen. Das Knirschen hallte durch das Tal, und kurz darauf wurde es vom Schrei einer Eule übertönt. Es war ein trauriger Klagelaut, der ihn an das Mädchen erinnerte und an die Nacht, als sich alles verändert hatte.

Auf dem Berg wurde es still.

Als der Jäger sich den Bäumen näherte, tauchte der Schatten wieder auf. Er erkannte einen Mann, einen großen Mann, der keine zehn Meter von ihm entfernt stand.

Der Jäger wollte seine Armbrust anlegen, doch er konnte seine Arme nicht heben. Diese Lähmung hatte ihn schon einmal befallen, vor tausend schlaflosen Nächten. Damals, als er einen goldenen Schild auf der Brust getragen und Menschen gejagt hatte. In jener Nacht hätte er für dieses Leiden beinahe mit dem Leben bezahlt.

Als der große Mann ins Mondlicht trat, sah der Jäger sein Gesicht zum ersten Mal seit drei Jahren.

»Mein Gott«, sagte der Jäger. »Du.«

»Ich habe es gefunden.«

Zuerst glaubte der Jäger, der Mann würde eine fremde Sprache sprechen. So lange schon hatte er keine andere Stimme als seine eigene mehr gehört. Es dauerte nicht lange, bis er begriff, was diese vier Wörter bedeuteten. Er versuchte, die Wörter zu verdrängen und sich von ihrer Macht zu befreien, doch sie hatten sich schon ihren Weg in seine Vergangenheit und in seine Seele gebahnt.

Der Jäger ließ die Waffe fallen, sank auf die Knie und begann zu schreien.

Die Wolken schoben sich wieder vor den Mond, und der Wind trug seine Schreie davon.

EINS

*Leise wie Staub bewegt er sich in der Stadt unter der Stadt durch die unterirdischen, dunklen Gewölbe, wo die toten Seelen flüstern und die Jahreszeiten niemals wechseln.*

*Am Tage geht er durch die Stadt, in der die Menschen wohnen. Er ist der Mann mit dem abgetragenen Mantel im Bus, der Mann in dem grauen Overall eines Arbeiters, der Mann, der Ihnen die Tür aufhält, der mit dem Finger an den Rand seiner Mütze tippt, wenn Sie eine Frau sind, und der höflich nickt, wenn Sie ein Mann sind.*

*Seine förmliche und zurückhaltende Art erinnert an vergangene Zeiten. Es ist weder Höflichkeit noch Aufmerksamkeit, und man kann es auch nicht als Zuverlässigkeit bezeichnen, obwohl die meisten Menschen, die ihm begegnen, sich zu seiner vornehmen Art äußern würden, wenn man sie fragte.*

*Nachts hat er die Abgründe der menschlichen Laster gesehen, und er weiß, dass es seine eigenen sind. Nachts geht er durch das Labyrinth seiner Steingänge und der dreckigen Räume und bezeugt Treffen in ruhigen Kellerräumen. Nachts irrt er durch die Traumarkaden.*

*Sein Name ist Luther.*

*Als er zwölf Jahre alt war, tötete er zum ersten Mal einen Menschen.*

*Und hörte nie wieder damit auf.*



*In fünf Tagen werden riesige Baumaschinen kommen, und die Erde wird zu beben beginnen. An diesem späten Wintermorgen steht er als Dritter in der Schlange an der Kasse in dem City Fresh Market in der West Oxford Street.*

*Die alte Frau steht vor ihm. Er schaut auf ihre Einkäufe: fünf Pakete Götterspeise in verschiedenen Geschmacksrichtungen, ein Viertelliter Sahne mit reduziertem Fettgehalt, dünne Spaghetti, ein Becher cremige Erdnussbutter.*

*Das Essen einer Krebskranken, denkt er.*

*Hinten in ihrer Strickjacke ist ein kleines Loch, aus dem mehrere Fäden herausragen. Darunter sieht er einen Riss in der Bluse. An der Stelle hat sie das Label herausgeschnitten, vermutlich weil es ihre Haut gereizt hat. Sie trägt bequeme, fest geschnürte Schuhe mit flachen Absätzen. Ihre Fingernägel sind kurz geschnitten und sehr sauber. Sie trägt keinen Schmuck.*

*Er beobachtet die Frau, die alle eingegebenen Preise auf dem LCD-Display überprüft und gar nicht bemerkt, dass sie für eine Verzögerung sorgt, oder es ist ihr gleichgültig. Er erinnert sich an ihren Eigensinn. Als sie bezahlt hat, nimmt sie ihre Einkaufstasche und geht ein paar Schritte auf den Ausgang zu. Sie überprüft den Kassenbon, um sicherzustellen, dass sie nicht betrogen wurde.*

*Der Mann beobachtet sie schon seit Jahren und hat gesehen, dass sich Falten in ihr Gesicht gegraben und Flecken auf ihren Händen gebildet haben. Die Arthrose zwingt sie, langsamer zu gehen. Damals schritt sie immer hoch erhobenen Hauptes durch die Gänge. Was einst wirkte wie herrisches Auftreten, das Vertrautheit oder Freundschaft verhinderte, ist nun dem schlechten Benehmen einer mürrischen alten Frau gewichen.*

*Als sie an der Tür ankommt, stellt sie ihre Tasche ab und knöpft ihren Mantel zu. Sie wird beobachtet, aber nicht nur von dem großen Mann hinter ihr.*

*Ein siebzehnjähriger Junge lungert in der Nähe eines Red-box-Filmautomaten herum, an dem man Filme ausleihen kann. Er beobachtet alles und lauert auf eine günstige Gelegenheit.*

*Als die Frau ihre Tasche wieder in die Hand nimmt, lässt sie ihre Kreditkarte auf den Boden fallen. Sie bemerkt es nicht.*

*Der Junge hingegen schon.*

*Träumen Sie?*

*Ja.*

*Wo sind Sie?*

*In Tallinn. In der Altstadt.*

*Welches Jahr haben wir?*

*Es ist 1958, neunzehn Jahre nach dem Ende der ersten Unabhängigkeit. Bis Weihnachten sind es noch fünf Tage. Die Lebensmittel sind knapp, aber die Lichter verströmen dennoch Freude.*

*Wohin gehen Sie?*

*Nach Lasnamäe. Dort werde ich einen Mann treffen.*

*Wer ist der Mann?*

*Ein blinder Mann, ein Deutsch-Balte. Ein Dieb. Er bestiehlt ältere Leute, die ohnehin nicht viel haben. Er hat einem Freund etwas gestohlen, und ich hole es heute Nacht zurück.*

*Wie ist das möglich? Wie kann ein blinder Mann so etwas tun?*

*Er weiß noch nichts von seiner Blindheit.*

*Luther hält Abstand, als er den Dieb die West Oxford Street hinunter zur Marston Street und dann Richtung Süden verfolgt. Viele der Gebäude in diesem trostlosen, verwahrlosten Viertel stehen leer und sind mit Brettern vernagelt.*

*Ehe sie die Jefferson Street erreichen, biegt der Dieb in eine Gasse ein und drückt mit der Schulter eine Tür auf.*

*Luther folgt ihm. Als sein Schatten die Mauer gegenüber von der zersplitterten Tür verdunkelt, bemerkt der Dieb ihn. Er erschrickt und dreht sich hastig um.*

*Sie sind allein.*

*»Du hast etwas, das dir nicht gehört«, sagt Luther.*

*Der Dieb mustert ihn von oben bis unten, schätzt ab, wie groß und wie stark er wohl ist, und sucht nach einer verräterischen Wölbung, die auf eine Waffe hinweist. Als er keine sieht, wird er mutig. »Wer sind Sie, verdammt?«*

*»Nur ein Fremder in zerlumpter Kleidung.«*

*Der Blick des Diebes wandert zur Tür und zurück zu Luther. »Ich hab Sie gesehen. Sie waren in dem Geschäft.«*

*Luther schweigt. Der Dieb tritt einen Schritt zurück, und das nicht unbedingt, um sich zu schützen, sondern um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie viel Platz ihm bleibt.*

*»Was wollen Sie?«, fragt der Dieb. »Ich hab zu tun.«*

*»Und was soll das sein?«*

*»Das geht Sie gar nichts an, verdammt.« Der Dieb bewegt die rechte Hand langsam zu seiner Gesäßtasche. »Vielleicht nehme ich Ihnen ja weg, was Sie haben. Vielleicht mach ich ja Sie fertig, Pendejo.«*

*»Vielleicht.«*

*Die Hand des Diebes nähert sich der Gesäßtasche. Jetzt wirkt er nervös. »Sie sprechen so komisch. Wo kommen Sie eigentlich her?«*

*»Von überall und nirgends. Ich komme von einem Ort, der genau unter deinen Füßen liegt.«*

*Der Dieb schaut auf den Boden, als läge die Antwort dort und als könnte dort plötzlich ein Reiseführer mit Eselsohren auftauchen.*

Als er den Blick hebt, legt der Mann, der vor ihm steht, seinen Mantel ab, zieht den Schlapphut aus seiner Gesäßtasche und setzt ihn auf. Was gerade noch Neugier war, verwandelt sich nun in etwas anderes, in einen Albtraum. Der Dieb mustert den Mann in dem abgetragenen, braunen Anzug mit den ausgefransten Ärmeln, den schief aufgenähten Taschen und dem fehlenden Knopf. Er sieht die Blutflecken.

Blitzschnell greift der Dieb in seine Gesäßtasche und zieht eine Halbautomatik heraus, eine schwarze Hi-Point 9-mm. Doch ehe er sie entsichern kann, schlägt der Mann ihm die Waffe aus der Hand und wirft ihn brutal zu Boden.

Nachdem Luther den Dieb gebändigt hat, verharrt er einen Augenblick, bevor er die Waffe aufhebt. Er überprüft das Magazin und lädt die Waffe durch. »Was hattest du damit vor?«, fragt er.

Der Dieb ringt nach Atem. »Nichts.«

Luther legt die Waffe auf eine Holzpalette neben seinen Füßen.

»Mein Name ist Luther«, sagt er. »Ich halte es für wichtig, dass du das weißt.«

Der Dieb erwidert nichts.

»Ich sage das, weil ich aus Erfahrung weiß, dass das, was in diesem Raum passiert, einen Wendepunkt in deinem Leben darstellen wird. Du wirst vielen Menschen von diesem Ereignis erzählen, und sie werden dich fragen: ›Wie hieß der Mann?‹«

»Ich brauche nicht zu wissen, wer Sie sind.«

»Nun, ich habe dir nur gesagt, wie ich genannt werde, und nicht, wer ich bin.«

»Nehmen Sie einfach alles, was ich habe, Mann. Was ich gesagt habe, war nicht so gemeint. Ich hätte Sie nicht erschossen.«

Luther nickt. »Ich möchte dir eine Frage stellen. Wenn du

nachts schläfst oder nach einem guten Essen einen Mittags-  
schlaf hältst, träumst du dann?«

»Was?«

»Es ist eine einfache Frage. Träumst du?«

»Nein, ich . . . Ja, ich träume.«

»Einige Menschen behaupten, sie träumen nicht, aber die  
Wahrheit ist, dass wir alle träumen. Was diese Menschen sagen  
wollen, ist, dass sie sich oft nicht an ihre Träume erinnern.«

Luther durchquert den Raum und lehnt sich gegen die  
Wand. Der Dieb späht auf die Waffe auf der Palette. In seinem  
Blick spiegelt sich die Erkenntnis, dass er es nicht schaffen wird,  
sie an sich zu reißen.

»Ich gebe dir ein Beispiel«, sagt Luther. »Weißt du, dass mit-  
unter, wenn wir träumen, alles mit einer Situation beginnt, die  
sich mit einem Mal wie durch ein Wunder verändert? Vollkom-  
men verändert? Das Träumen fällt nämlich tatsächlich in den  
Bereich der Magie.«

Der Dieb schweigt.

»In dem Traum bist du, sagen wir, ein berühmter Matador.  
Du stehst mit dem wilden Stier in der Arena, und Tausende  
jubeln dir zu. Du schwenkst die Muleta und hebst deinen De-  
gen, um dem Stier den tödlichen Stich zu versetzen.

Plötzlich verfügst du über die Fähigkeit zu fliegen, über die  
Menge aufzusteigen, deinen Schatten auf die Landschaft zu  
werfen und das Salz des Meeres zu riechen. Ich behaupte, dass  
man solche Träume nur schwer abschütteln kann. Für die meis-  
ten von uns ist es eine große Enttäuschung aufzuwachen, eine  
solche göttliche Macht loszulassen und festzustellen, dass wir  
einfach der Mensch sind, der wir immer waren. Noch immer  
dem Chaos des irdischen Lebens ausgesetzt.«

Luther geht ein paar Schritte Richtung Tür, wirft einen Blick  
in die Gasse und fährt fort.

»Als ich heute das Haus verließ, träumte ich nicht von der Situation, in der wir uns nun befinden. Ich nehme jedoch an, dass du davon geträumt hast.«

»Nein, Mann«, sagt der Dieb. »Das habe ich nicht. Lassen Sie mich ...«

»Und dennoch hast du diese Furcht erregende Waffe mitgenommen.«

»Nur zu meinem Schutz.«

»Vor wem? Vor alten Frauen mit Kreditkarten?«

Der Dieb schaut auf seine Hände. »Ich hatte nicht vor, sie zu benutzen.«

»Verstehe«, sagt Luther. »Im weitesten Sinne glaube ich dir sogar. Und darum könnte es doch noch gut für dich ausgehen.«

Die Augen des Diebes leuchten wieder. »Was muss ich tun?«

Luther geht auf ihn zu und hockt sich vor ihn hin. »Es gibt einen Traum von einem blinden Mann. Kennst du ihn?«

Der Dieb schüttelt den Kopf.

»Es heißt, wenn jemand von Blindheit träumt, bedeute es, dass es eine Wahrheit über ihn gibt, die er nicht akzeptieren will, oder dass er von seinem Weg im Leben abgekommen ist. Ich glaube, das trifft auf dich zu.«

Der Dieb beginnt zu zittern.

»Ich bin hier, um dir zu helfen, deinen Weg zu finden, Jaak Männik.«

»Wer?«

Luther antwortet ihm nicht. Er nimmt die Waffe des Diebes in die Hand, greift dann unter sein Jackett und zieht ein langes Messer mit einem Elfenbeingriff hervor.

»Nein«, sagt der Dieb. »Das können Sie nicht machen.«

»Du hast recht. Und darum wirst du es selbst tun. Du wirst dir die Augen ausstechen, während der Matador seinen Degen schwingt, und dann wirst du endlich sehen.«

»Sie sind verrückt, Mann!«

»Es steht weder dir noch mir zu, darüber zu entscheiden«, sagt Luther. Er hebt einen dreckigen Lappen vom Boden auf und reicht ihn dem Dieb. »Für das Blut.«

»Nein, Mann. Das kann ich nicht.«

»Nun, es ist auch eine schwierige Angelegenheit. Man muss extreme Vorsicht walten lassen. Wenn du das Messer zu tief hineinstößt, durchtrennst du den Sehnerv, ja, aber du könntest es auch in deinen Stirnlappen stoßen. Wenn du es machst, besteht die Möglichkeit – und so wie ich es verstanden habe, ist sie wirklich sehr groß –, dass du überleben wirst. Wenn ich es mache, wirst du nicht überleben, fürchte ich. Ich kann dir die Entscheidung nicht abnehmen.«

Luther steht wieder auf.

»Siehst du den alten Kalender an der Wand hinter mir?«, fragt Luther.

Der Dieb schaut auf die Wand. Dort hängt an einem Nagel ein vergilbter Kalender. Januar 2008. »Ja.«

»Siehst du das Datum vom fünfzehnten Januar?«

Der Dieb nickt.

Ohne ein weiteres Wort wirbelt Luther herum und feuert mit der Waffe genau in die Mitte des winzigen Quadrats vom fünfzehnten Januar. Dann dreht er sich wieder zu dem Dieb um, reicht ihm das Messer und tritt zurück.

»Sag mir, für welchen Traum entscheidest du dich? Willst du noch viele Jahre als blinder Mann leben oder hier an diesem furchtbaren Ort sterben?«

Luther riecht den Gestank des Urins, als der junge Mann sich in die Hose pinkelt. In der Kälte des ungeheizten Raums steigt vom Schoß des Diebes Dampf auf.

»Sie werden mich nicht töten, wenn . . . wenn ich es tue?«

»Nein. Du hast mein Wort.« Er schaut auf die Uhr. »Aber du

*musst es in den nächsten dreißig Sekunden tun. Mein Versprechen gilt nur für diesen Zeitraum.«*

*Der Dieb atmet tief ein und stoßweise aus. Dann richtet er zögernd das Messer auf sich.*

*»Ich kann das nicht!«*

*»Fünfundzwanzig Sekunden.«*

*Der Dieb beginnt zu schluchzen. Seine Hand zittert, als er das Messer näher an sein Gesicht heranzuführt. Er hebt die linke Hand, um die rechte zu stabilisieren, und starrt auf die Klinge wie auf einen brennenden Rosenkranz, auf dem die Sünden wie Perlen aufgereiht sind.*

*»Zwanzig Sekunden.«*

*Der Dieb beginnt zu beten.*

*»Dios te salve, Maria.«*

*»Fünfzehn Sekunden.«*

*»Llena eres de gracia.«*

*»Zehn Sekunden.«*

*»El Señor es contigo.«*

*»Fünf Sekunden.«*

*Genau in dem Augenblick, als die Spitze der Klinge das linke Auge um 11.05 Uhr durchbohrt, hält draußen eine Bahn mit einundzwanzig Fahrgästen an. Die Schreie des Diebs werden von dem Kreischen der Bremsen übertönt und von den Abgasen verschluckt.*

*Als dem Dieb das Messer aus den Händen fällt, herrscht Stille.*

*Der Dieb, der Ezequiel Rivera »Cheque« Marquez hieß, hatte immer geglaubt, dass der Tod, wenn er kommt, von einem gleißenden weißen Licht oder Engelsgesang begleitet wird. Als seine Mutter mit einunddreißig Jahren in einer osteopathischen*



*Klinik in Camden, New Jersey, starb, wollte er es glauben. Vielleicht wollen es alle achtjährigen Kinder glauben.*

*Cheque Marquez erlebte diesen Augenblick keineswegs so. Der Tod war kein Engel in einem langen, wallenden Gewand.*

*Der Tod war ein Mann in einem abgewetzten, braunen Anzug.*

*Eine Stunde später steht Luther vor dem Haus der alten Frau. Von der gegenüberliegenden Straßenseite aus schaut er zu, wie sie das Laub von ihrer Veranda fegt. Er wundert sich, wie klein sie ist und wie groß sie ihm einst erschien.*

*Luther weiß, dass er sie das nächste Mal in ihrem Schlafzimmer mit den Spitzengardinen, dem süßlichen Geruch, der Tapete, die sich von den Wänden löst, den Mäusen und dem Körperpuder sehen wird. Bei dem Besuch wird er die Kreditkarte in ihr Portemonnaie zurückstecken.*

*In den kommenden Tagen muss alles an seinem Platz liegen. Alles muss so sein, wie es immer war. Luther hatte die Begegnung mit dem Dieb nicht geplant, aber wenn die Kreditkarte der alten Frau fehlte, könnte sich alles ändern. Es könnte bedeuten, dass sie ihren vorletzten Tag unter die Lupe nahmen.*

*Er hatte ihr Haus schon drei Mal besucht und am Fußende des Betts gesessen, während sie sich unruhig im Schlaf hin und her wälzte und Dämonen sie jagten. Welche, das konnte er nur erahnen. Vielleicht war er einer dieser Dämonen. Vielleicht wusste die Frau, dass er es sein würde, wenn ihre Zeit gekommen war.*

*Am Ende kommt immer irgendjemand.*

Detective Jessica Balzano saß in einem hellen Raum und streckte die linke Hand in die Luft. Durch ein Fenster hinter ihr drang Straßenlärm herein. Zuerst dachte sie, sie wäre allein, doch dann stellte sie fest, dass rings um sie herum Menschen waren. Sie sah sie nicht, doch sie wusste es mit der gleichen Gewissheit, wie man etwas in einem Traum weiß. Wenn in einem Traum in jeder Ecke Gefahren lauern könnten, weiß man, dass man nur von diesen Gefahren träumt und dass einem nichts zustoßen wird. Man muss nur aufwachen, und dann ist es vorbei.

Aber das hier war kein Traum. Sie saß in einem Seminarraum und hob die Hand. Mindestens ein Dutzend Menschen starrten sie an.

*Richtige Menschen.*

»Miss Balzano?«, sagte jemand.

Der Mann, der vorne in dem Raum stand und ihren Namen kannte, war dünn, blass und um die sechzig. Er trug eine verwaschene blaue Strickjacke mit Schulterbesätzen und eine beigefarbene Kordhose, die an den Knien ausgebeult war. Er lächelte verhalten, als hätte er so etwas schon einmal gemacht und als wäre dies ein Scherz, über den alle anderen lachen konnten.

Alle außer Jessica Balzano.

Ehe Jessica antworten konnte, traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag, und sie schämte sich entsetzlich. Sie lag nicht in ihrem gemütlichen kleinen Haus in Süd-Philadelphia neben ihrem

Mann Vincent im Bett, während die beiden Kinder wohl behütet in ihren Zimmern im zweiten Stock schliefen. Stattdessen war sie an der Uni. Es war ihr zweites Studienjahr an der juristischen Fakultät.

Sie hatte gewusst, dass es so werden würde, aber sie hatte nicht gewusst, dass es *so* werden würde. Sie hatte auch geahnt, dass dies eines Tages geschehen würde, und jetzt war es geschehen. Sie war im Seminar eingeschlafen.

Jessica ließ den Arm sinken, und tausend Fragen schossen ihr durch den Kopf. Was war das für ein Seminar? Vertragsrecht? Schadensersatzrecht? Zivilprozessrecht?

Sie hatte keine Ahnung.

Jessica schaute auf die Tafel und sah ein Zitat von Louis Nizer: *Bei einem Kreuzverhör gibt es ebenso wie beim Angeln nichts Unangenehmeres, als von seinem Fang ins Wasser gezogen zu werden.*

Das half ihr jetzt auch nicht weiter.

»Miss Balzano?«, sagte der Professor. »Freiheitsberaubung?«

Gott segne ihn, dachte Jessica. Zum Glück hatte er die Frage wiederholt.

»Die drei Merkmale der Freiheitsberaubung sind: vorsätzliche Festnahme, Festnahme ohne Einverständnis und die rechtswidrige Festnahme«, antwortete Jessica.

»Sehr gut.« Der Professor zwinkerte ihr zu. Er arbeitete schon seit fünfundzwanzig Jahren als Dozent an der juristischen Fakultät. Jessica war nicht die erste Studentin, die in seinem Seminar einschlieft. Sie würde auch nicht die letzte sein.

Jessica griff unter den Tisch und kniff sich so fest in das Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger, dass es fast zu bluten begann. Das war ein alter Trick, um nicht einzuschlafen, wenn man Nachtschicht hatte und von elf Uhr abends bis sie-

ben Uhr morgens arbeiten musste. Der Leiter ihrer praktischen Ausbildung im ersten Jahr nach der Polizeiakademie hatte ihr den Trick beigebracht.

In den nächsten vierzig Minuten probierte Jessica jeden Trick, den sie jemals gelernt hatte, um wach zu bleiben. Zum Glück rief der Dozent sie nicht noch einmal auf, und irgendwie hielt sie bis zum Ende der Stunde durch.

Auf dem Weg zum Wagen sah Jessica eine kleine Gruppe ihrer Kommilitonen, die den Parkplatz Ecke Cecil B. Moor und Broad Street überquerten. Sie waren alle um die zwanzig, hellwach, glücklich und voller Lebensenergie. Jessica hätte sie am liebsten erschossen.

»Hey, Jessica«, sagte einer von ihnen. Er hieß Jason Cole und führte den inoffiziellen Titel des süßesten Jungen in der Klasse, in der es jede Menge Konkurrenz um diesen Titel gab. »Da hast du dich gerade aber gut aus der Affäre gezogen.«

»Danke.«

»Einen Augenblick lang dachte ich schon, du würdest dich total blamieren.«

Da liegst du gar nicht mal so falsch, dachte Jessica. »Keine Chance«, sagte sie und schloss den Wagen auf. »Ich war schon in schwierigeren Situationen.«

Jason lächelte. Er trug eine Zahnsperre und sah damit noch süßer aus. »Wir setzen unser Seminar im Starbucks fort. Hast du Lust mitzukommen?«

Sie wussten natürlich alle, dass sie Polizistin war, und noch dazu Detective in der Mordkommission. Sie wussten auch, dass sie versuchte, drei Leben unter einen Hut zu bekommen – Detective, Mutter und Studentin. Es war eine organisatorische Meisterleistung, neben den Seminaren am frühen Morgen, am

späten Abend und am Wochenende alle anderen beruflichen und familiären Verpflichtungen zu erfüllen. Jessica hätte sich gerne selbst bedauert. Dabei war es für viele Leute, die in ihrem Alter studierten, der ganz normale Wahnsinn. Jedenfalls wäre sie jetzt am liebsten nach Hause gefahren, um das Nickerchen fortzusetzen, das sie im Seminar begonnen hatte. Aber das war nicht möglich. Abgesehen von den tausend anderen Dingen, die sie noch erledigen musste, hatte sie eine Zwölf-Stunden-Schicht vor der Brust.

Es war ihr erster Tag nach einem zweiwöchigen Urlaub.

»Ich muss arbeiten«, sagte Jessica. »Vielleicht das nächste Mal.«

Jason hob den Daumen. »Wir halten dir einen Platz frei.«

Hundemüde stieg Jessica in ihren Wagen. Sie starrte auf die Fachbücher auf dem Sitz und fragte sich nicht zum ersten Mal in den vergangenen achtzehn Monaten, wie sie sich in eine solche Lage bringen können.

Derzeit arbeitete Jessica vier Tage pro Woche in der Abteilung für besondere Ermittlungen. Diesem großzügigen Angebot ihres Captains hatte auch der Inspector zugestimmt und – was besonders wichtig war – ihr Ehemann Vincent. Meistens musste sie sich mit rund fünf Stunden Schlaf pro Nacht begnügen. Ein solches Leben als zweiundzwanzigjährige Studentin zu führen, war eine Sache, aber eine ganz andere, wenn jenseits der fünfunddreißig schon die Osteoporose in der Ferne lauerte.

In der Mordkommission des Philadelphia Police Departments gab es drei Abteilungen, und zwar eine, die in aktuellen Fällen ermittelte; eine andere für besondere Ermittlungen, wobei es sich größtenteils um ungelöste Fälle handelte; und die Fahndungsabteilung. Was die Dringlichkeit betraf, den Fall abzuschließen, und die Notwendigkeit, Überstunden zu

machen, stellte die Abteilung für besondere Ermittlungen geringere Anforderungen als die anderen Abteilungen. Dennoch konnte die körperliche und psychische Belastung bei den Ermittlungen in ungelösten Fällen genauso stark sein wie bei neuen Mordfällen. Allerdings war es möglich, die Arbeitstage etwas besser zu strukturieren. Es bestand auch nicht der starke Druck, in den ersten achtundvierzig Stunden einen entscheidenden Durchbruch zu erzielen und um jeden Preis eine Verhaftung durchzuführen.

Diesen Beruf hatte Jessica sich ausgesucht, und sie erinnerte sich noch genau an den Augenblick, als sie diese Entscheidung traf. Sie war dreizehn Jahre alt gewesen und hatte mit ihrem Bruder Michael den Gerichtssaal im Rathaus besucht. Die beiden Kinder wollten dabei sein, wenn ihr Vater – damals Sergeant Peter Giovanni – vor dem Richter Liam McManus als Zeuge aussagte.

An jenem Tag saß Jessica in der hinteren Reihe. Sie verfolgte interessiert den Prozess, bei dem der Staatsanwalt und der Verteidiger sich einen wahren Schlagabtausch lieferten. Da Jessica in einer Polizistenfamilie aufgewachsen war, wusste sie, dass es viele Jobs gab, die zur Einhaltung und Durchsetzung der Gesetze beitrugen – Polizisten, Richter, Kriminaltechniker, Rechtsmediziner. Doch aus irgendeinem Grunde fühlte sie sich sofort zu dieser exklusiven Bühne hingezogen, denn was sich dort abspielte, war von entscheidender Bedeutung. Wenn alle anderen ihre Jobs gemacht hatten, kam es auf das klare, emotionslose Denken zweier Menschen an, um anhand der vorliegenden Beweise entweder auf schuldig oder unschuldig zu plädieren.

Die junge Jessica Giovanni war von diesem Beruf richtiggehend fasziniert gewesen. Beim anschließenden Mittagessen mit ihrem Bruder und ihrem Vater in Frank Clements Tavern, die

sich damals gegenüber vom Old Original Bookbinder's, dem berühmten Fischrestaurant, befand, hatte Jessica eine klare Vorstellung von ihrer Zukunft. Als sie in ihr Käsesteaksandwich biss, beobachtete sie fast ehrfürchtig, wie Rechtsanwälte, Staatsanwälte und Richter – und sogar ein zukünftiger Richter des Obersten Gerichtshofs von Pennsylvania – gemeinsam in der viel besuchten, verqualmten Kneipe saßen. Viele von ihnen kamen an ihren Tisch, um mit ihrem Vater zu plaudern.

An diesem Tag schmiedeten sie Pläne für ihre Zukunft: Michael würde Polizist werden und Jessica Staatsanwältin. So war es geplant. Es würde so ähnlich sein wie in der Krimiserie *Law & Order*, nur dass die Episoden in Süd-Philadelphia spielten. Peter Giovanni – einer der Polizisten mit den meisten Auszeichnungen in der Geschichte des Philadelphia Police Departments – trat als Lieutenant in den Ruhestand. Er würde den mürrischen ehemaligen Polizisten spielen, der seine San-Marzano-Tomaten im Garten züchtete, seine Kinder moralisch unterstützte und kernige Witze riss.

Alles lief nach Plan, bis zu diesem schrecklichen Tag im Jahr 1991, als Michael, der als Marine im Desert Storm kämpfte, in Kuwait ums Leben kam.

Plötzlich war Michael Giovanni, Jessicas wundervoller Bruder – ihr Beschützer, ihr Vertrauter und ihr größter Held –, nicht mehr da.

Jessica erinnerte sich gut daran, wie sie in der Nacht, als sie von Michaels Tod erfuhren, mit ihrem Vater im Wohnzimmer saß und er angestrengt versuchte, nicht vor ihr zu weinen. Als sie eine Woche später neben Michaels Sarg kniete, war ihr klar, dass sie ihren Traum, Juristin zu werden, auf Eis legen musste, und das vielleicht für immer. Nun würde *sie* diejenige sein, die in die Fußstapfen ihres Vaters trat. Sie hatte ihre Entscheidung, die Polizeiakademie zu besuchen, in den folgenden Jahren nie-

mals bereit, nicht ein einziges Mal. Doch sie spürte, dass jetzt der richtige Zeitpunkt war, wenn sie jemals das Juraexamen ablegen wollte.

Ob sie nach dem Abschluss des Studiums jemals zum Juraexamen antreten würde, wusste sie nicht genau, aber sie war es ihrem Bruder schuldig, es wenigstens zu versuchen.

Jessica startete den Wagen und schaute auf die Uhr. Es war fünf vor zwölf. Ihr blieben noch fünf Minuten, wenn sie pünktlich im Roundhouse sein wollte. Und das bei dem Verkehr in Philadelphia! Sie öffnete das Handschuhfach und nahm ein Twix heraus. Viele Kalorien, viel Zucker und keine Nährstoffe.

*Ja.*

Mit dem Schokoriegel in der Hand fuhr Jessica Balzano vom Parkplatz und fädelt sich in den Verkehr in der Broad Street ein.

Wenn Gott ihr heute wohlgesinnt war – und sie war in vielerlei Hinsicht gesegnet, sodass sie in naher Zukunft nicht noch mehr von Gott erwarten konnte –, würde sie um Mitternacht zu Hause sein und im Bett liegen.

Gott erhörte sie nicht.



Als Jessica im Roundhouse ankam, dem Verwaltungsgebäude der Polizei Ecke Achte und Race Street, hielten sich in dem Großraumbüro nicht viele Kollegen auf. Die Detectives der Mordkommission, deren Schicht von sieben bis sechzehn Uhr ging, waren unterwegs. Die wenigen anwesenden Detectives telefonierten, verschickten Faxe oder saßen am Computer. Einige taten so, als würden sie eifrig arbeiten, damit die Chefin nicht mitbekam, dass ihre Ermittlungen ins Stocken geraten waren.

Kaum hatte Jessica den Mantel ausgezogen und sich auf ihren Stuhl gesetzt, da steuerte Sergeant Dana Westbrook, Jessicas unmittelbare Vorgesetzte, auch schon quer durchs Büro auf sie zu. Sie war Anfang fünfzig und hatte in der Elite-truppe der Marines gekämpft. Trotz ihrer Größe von gerade mal eins dreiundsechzig war Westbrook eine imposante Erscheinung. Seitdem sie die Nachfolge des in den Ruhestand getretenen Ike Buchanan übernommen hatte, hatte sie ihre Fähigkeiten in dieser von Männern dominierten Domäne – was sie vermutlich immer bleiben würde – bewiesen. Die Tatsache, dass Dana Westbrook beim Bankdrücken ihr eigenes Gewicht plus zwanzig Pfund drücken konnte, war dabei kein Nachteil.

Als Westbrook sich ihr näherte, sah Jessica den Ausdruck auf dem Gesicht ihrer Vorgesetzten. Der Ausdruck sagte: Es gibt Arbeit.

Keine Ruhe für die Rechtschaffenen, dachte Jessica.

Jessica und ihr Partner hatten gerade die Ermittlungen in einem Mordfall abgeschlossen. Daher lag im Augenblick nichts weiter an, als ein paar Unterlagen zu sortieren und abzuheften.

Es sah so aus, als würde sich das gleich ändern.

»Hey, Sergeant«, sagte Jessica.

»Guten Morgen, Jessica.«

Jessica spähte zu der Wanduhr hinüber. Der Morgen war definitiv vorbei. Sie fragte sich, ob Dana Westbrook einen Scherz machte oder diese Begrüßung aus Gewohnheit gewählt hatte. »Was liegt an?«

Westbrook hielt eine dünne Akte hoch. Jessica nahm an, dass es sich um eine Akte in einem Mordfall handelte, die im Jargon der Mordkommission meistens als »Mordakte« bezeichnet wurde. Sie war bei den Ermittlungen in einem Mordfall das A und O. Mit jedem neuen Fall wurde eine neue Akte angelegt. Nach dem Abschluss der Ermittlungen – falls sie überhaupt abgeschlossen wurden – sollte diese Akte jedes einzelne Blatt Papier enthalten, das den Fall betraf. Dazu gehörten kurze Zusammenfassungen, Zeugenaussagen, Ergebnisse der Obduktion und der toxikologischen Untersuchungen, Berichte der Ballistik, Fotos vom Tatort sowie von der Umgebung und sogar die handgeschriebenen Notizen der ermittelnden Detectives. Natürlich gab es Sicherungssysteme, kriminaltechnische Daten, die in verschiedenen Laboren auf Festplatten gesichert wurden. In der Regel bezogen sich bei einer Mordermittlung aber alle auf die Unterlagen in der Akte.

»Wir haben einen ungelösten Fall«, sagte Westbrook. »Etwa einen Monat alt.«

»Ich soll die Ermittlungen übernehmen?«, fragte Jessica.

Westbrook nickte.

»Gibt es neue Hinweise?«

Wenn in einem neuen Mordfall ermittelt wurde, legten sich

alle mächtig ins Zeug, nicht nur die Detectives und die Bosse in der Mordkommission, sondern auch die Kollegen in der Kriminaltechnik und alle Mitarbeiter in den Laboren, die in den Fall involviert waren. Die Auffassung, dass die ersten achtundvierzig Stunden bei einer Mordermittlung von entscheidender Bedeutung waren, war keine Farce. Zeugen litten schon nach kurzer Zeit an Amnesie, die Natur begann die Spuren zu vernichten, Verdächtige suchten das Weite. Die traurige Wahrheit war, dass die Aufklärung eines Verbrechens immer schwieriger wurde, wenn die Ermittler innerhalb der ersten Woche keine verwertbaren Spuren fanden. Nach einem Monat galt ein Fall als ungelöst.

»Es gibt im Grunde keine richtige neue Spur«, sagte Westbrook. »Jedenfalls nichts Handfestes. Nachdem der leitende Ermittler den Tatort besichtigt und den ersten Bericht geschrieben hat, wurde das Haus des Opfers versiegelt.«

Jessica wusste nicht, was Westbrook meinte. Tatorte wurden immer versiegelt. Jedenfalls bis die Ermittler den Tatort wieder freigaben.

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen folgen kann.« Jessica schaute Westbrook fragend an.

»Wenn ich versiegelt sage, meine ich, das Eigentum wurde durch einen Gerichtsbeschluss vom Anwalt des Opfers versiegelt. Offenbar hatte das Opfer nur eine Angehörige, eine entfernte Cousine in New York, mit der er anscheinend nicht besonders gut auskam. Das Opfer starb, ohne ein Testament zu hinterlassen, und das bedeutet, dass die Cousine alles erbt, was das Opfer an Geld und Besitz hinterlassen hat. Am Tag des Mordes arrangierte sie zwischen ihrem Anwalt und dem Ermittler ein Treffen am Tatort. Als sie den Tatort verließen, wurde das Haus versiegelt.«

»Das Opfer wurde also nicht in seinem Haus getötet.«

»Nein«, sagte Westbrook. »Die Leiche wurde in einem Park im Nordosten gefunden.«

»Und warum jetzt?«

»Dem Bezirksstaatsanwalt ist es gelungen, das Siegel von dem Haus des Opfers entfernen zu lassen.« Westbrook gab Jessica einen kleinen Umschlag. »Hier sind die Adresse und der Haustürschlüssel.« Sie hielt die Akte hoch. »Alles andere ist hier drin.« Dana Westbrook legte die Akte auf den Schreibtisch. Normalerweise waren die Akten ein paar Zentimeter dick, aber diese schien nur drei oder vier Dokumente zu enthalten.

»Sieht ziemlich dünn aus, Sergeant«, sagte Jessica.

Westbrook schaute kurz auf den Boden und hob dann sofort wieder den Blick. »Es fehlen ein paar Unterlagen. Im Grunde fehlt das meiste.«

»Ich verstehe nicht. Warum fehlen die Unterlagen?«

Westbrook strich über ihren Pullover. »Das war einer der letzten Fälle von John Garcia.«

Jetzt verstand Jessica es.